

Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 10 (1942)
Heft: 6

Artikel: Tommaso Cavalieri [Fortsetzung]
Autor: Penzoldt, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-561158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TOMMASO CAVALIERI

Eine Michelangelo-Novelle von Ernst Penzoldt

II.

Tommaso gelang es viele Tage nicht, so wie vorher heiter und freundlich zu sein, und es blieb auch den Räumen, die er unruhig durchwanderte, etwas von Michelangelo. Und des Tommaso Angesicht verfinsterte sich von neuem, da ihm am siebenten Tage ein Brief Michelangelos überbracht ward. Urbino brachte ihn ihm, des Meisters ergebenster Schüler. Da er nun Tommasos Schönheit mit eigenen Augen sah, gedachte er seines Herrn und wußte nun, daß er ihr verfallen war; so ging er zwiespältigen Herzens. Die Schrift des Briefes war alt und steif. Es waren aber Sonette, und sie lauteten also:

**Herr, ich bin längst vorbei, ich bin es nicht,
du bist es selbst und warst in meinen Händen:
von Anfang unruhig Schönes zu vollenden
befahlst du immer wieder dein Gesicht.**

**Sie folgten willig der geliebten Pflicht;
bis sie erschranken, dich so schön zu enden:
da tratest du lebendig aus den Wänden.
Ach die dich schufen, zürne ihnen nicht!**

**Denn sie sind müde von so vielen Mauern,
Von Demut, Ruhm, unendlichem Verzicht,
O laß sie schlafen nach so vielem Stein,**

**damit sie rangen, um in ihm zu trauern.
Und laß sie, Herr, von deinem Angesicht
des Schönen Knechte träumen, schön zu sein.**

Als dies der göttliche Tommaso gelesen hatte, gingen ihm die Augen über. Er las aber weiter also:

**Der anfangs baute, wußte nichts von Stein.
Er hat nur seine Hände und vom Wind
damit zu spielen und er ist ein Kind
und mit der großen Finsternis allein.**

**Er fängt mit seinen Händen Nächte ein,
und spielt mit ihnen, bis sie Bäume sind
und sanfte Tiere, und bespricht den Wind.
ihm Blume, Wolke, Mond und Stern zu sein.**

**Ach! Noch ist Wind, in uns sich zu verfangen
noch Finsternis genug, damit zu bauen!
Und sieh er kommt aus meinem tiefsten Traum**

**und ihm zum Bilde königlich gegangen:
du bist es, Herr, und schöner anzuschauen
als Mond und Blume, schöner als der Baum.**

Als Tommaso bis hierher gelesen hatte, war er jenseits der Tränen. Die Trauer verließ ihn und er wurde hell davon wie nach heilsamen Regen. So las er das dritte.

**Ich gebe dir mein Haupt, geliebtes Licht
und meiner Hände dämmernde Gestalten,
die sich im Wind von deinem Mund entfalten,
wenn er erweckend ihre Namen spricht.**

**Ich will mein Antlitz dir, geliebtes Licht,
in seiner Finsternis entgegenhalten
und deine Zunge wird die Nächte spalten,
daß Stern um Stern aus ihren Wunden bricht.**

**Nimm zu dir, Herr, auch meinen tiefsten Schatten,
der sich empor zu deiner Schönheit bückt,
dich anzuschauen, und es zückt**

**auch seine weiße Seele hin zum Gatten:
und Gottes Auge überbrückt
in Licht verwandelt der geliebte Schatten.**

Da wurde Tommaso froh seiner Schönheit und der Würdigkeit, die ihr geschah, von einer unsterblichen Seele. Sie bewahre ihn ja, dachte er bewegt, ganz vergänglich zu sein. Er antwortete aber Michelangelo und bedachte seine Worte wohl:

„Da Ihr, Meister, die Schönheit, die mir die Natur verliehen, Eurer Liebe würdig erachtet, da Ihr es wart, der sie zum erstenmal sah vor allen Menschen, ja sie erschuf, ihre göttliche Seele gleichsam seid, wie ich ihr Bildnis nur, da Ihr ferner es wart, der den Menschen die Augen auftat, sie überhaupt erst zu gewahren, so bitte ich Euch, wenn es Euch gefällt, sie als Euer gerechtes Eigentum zu betrachten. Entnehmt freundlich diesen armen Worten die dankbare Freundschaft, die Euch schuldet
Tommaso Cavalieri“.

Die Pagen trugens hurtig zu Michelangelo.

III.

Als der Ritter eines Tages nach langem Ritt, da es schon dunkel zu werden begann, seinen Palast betrat, nahm er sogleich den Duft eines Parfüms wahr und schürzte unwillig die Lippen. „Vasari schon wieder!“ schalt er für sich, und es fiel ihm ein, daß jener sich angesagt. Lächelnd empfing ihn der Aretiner. „O göttlicher Tommaso“, rief er, „Ihr liebet mich warten; was sage ich! Die Welt! Ich bin unzufrieden mit Euch“, fügte er hinzu und drohte mit dem Finger. „O göttlicher Vasari“, antwortete Tommaso, „verzeiht meine Säumigkeit Euch gegenüber. Was aber die Welt betrifft?“ „Michelangelo“, sagte vertraulich leise Vasari, doch als berausche ihn der Klang und Ruhm dieses Namens, wiederholte er lauter: „Michelangelo, Michelangelo Buonarotti, der unsterbliche Michelangelo, der gewaltigste Mensch unserer Zeit, was sage ich, aller Zeiten, hat die Gnade gehabt, mir zu gestatten, einiges über ihn zu schreiben und der ungeduldigen Welt mitzuteilen. Er besuchte Euch. Was geschah? Was sagte er? Ich für meinen Teil fühle mich verantwortlich, daß keines seiner Worte verloren geht.“ Damit trat Vasari einige Schritte zurück, strich seinen weichen langen Bart und stand dort ganz zur Verfügung. „Ich bin in Verlegenheit, Meister Vasari. Glaubt Ihr, Michelangelo würde zu mir Dinge sagen, die Ihr nicht wüßtet?“ Vasari wies diese Behauptung stumm mit einer abwehrenden Bewegung zurück. „Er kam“, fuhr Tommaso fort, „meine Antiken zu sehen, und ich diene ihm gerne damit. Was meine Person betrifft, so...“ „Oh“, tat Vasari und dann: „Besinnt Euch, ich bitte Euch ernstlich. Michelangelo, Ihr wißt es, wird alt, sehr alt. Er ist krank.“ Tommaso erschrak. „Ist er sehr krank?“ „Er arbeitet zu viel und zu vieles. Er schläft fast nicht. Brot und Wein sind seine kärgliche Nahrung. Er ist zart eigentlich, Ihr versteht.“ Tommaso besann sich. „Wenn Euch damit gedient ist,“ sagte er langsam, „er sandte mir kürzlich eine Zeichnung, so schön, daß ich mich schäme, sie allein zu besitzen. Seht also und begnügt Euch für diesmal.“ „Ah“, rief Vasari, als er die Zeichnung sah. Er hielt sie zimperlich in den Händen, daß ihr ja nichts geschehe. „Welcher Geist“, sagte er dann; und immer wieder in Betrachtung versinkend, belehrte er den Tommaso. „Wie so etwas gemacht ist! Unübertrefflich! Ich verstehe! Zeus als Adler den schönen Ganymedes entführend. Welche Kraft im Flügel und im Stoß, welche Leidenschaft in des königlichen Vogels Begierde. Schon im Fluge, Tier noch, wirft der verliebte Gott seine Maske ab und verrät sich. Köstlich! Ich beglückwünsche Euch zu diesem Besitz, göttlicher Cavalieri, was sage ich, Ganymed!“ Und dann, schon im Gehen geschäftig in ein Merkbuch kritzelnd, verließ er den Ritter. Dieser ärgerlich über das Geschehene, ließ satteln und ritt bald nach jenem aus, selbst nach Michelangelos Befinden zu fragen.

In seiner Wohnung fand er ihn nicht. „Er ist in der Sixtina“, gab Urbino Auskunft, „beim jüngsten Gericht, Herr, er ruht nicht, bis ers vollendet. Redet ihm zu, daß er sich schone. Ihr könnt es. Denn er ist sanft im Grunde. Auf Euch wird er hören.“ „Es ist aber Nacht“, sagte Tommaso. „Er macht keinen Unterschied. Es

wird auch nie ganz Tag dort in der Kapelle und ist ja alles für Kerzen gemalt“. Tommaso ritt weiter, und es war seltsam zu reiten durch das nächtliche Rom. Die kleinen Pagen trugen Windlichter voran, denn die Straßen waren schlecht und voll Gesindel.

Am Vatikan wurde Tommaso angehalten, aber als er seinen Namen genannt, durch den wachhabenden Offizier der Schweizer auf sein Begehren höflich zur Kapelle Sixtus IV. geleitet und allein gelassen. Der Raum war finster, aber oben in halber Höhe seiner Nacht flackerte ein Licht und wanderte. Als seine Augen sich gewöhnt, erkannte der Ritter, daß Michelangelo dort auf federnden Brettern eines Gerüsts unruhig hin und her ging. Eine seltsame Krone aus Papier, darinnen eine Kerze stak, trug er auf seinem Kopf. Die Schatten des Gerüsts schwankten. Der Alte aber hörte den Kommenden nicht und sprach mit sich selbst. „Immer, immer vom Dunkeln ins Dunkle, einsam nach Dir, von Finsternis zu Finsternis.“ Er hielt inne und Tommaso hörte das Knirschen von Michelangelos Daumennagel, damit er im feuchten Bewurf der Wand einer kommenden Gestalt Grenzen umriß. „Kommst du endlich, kommst du aus meinen Händen und schön,“ sagte der Alte. Da nun Tommaso begann, sich die Leiter hinaufzutasten, horchte Michelangelo in die Dunkelheit unter ihm, und seine Stimme klang furchtsam: „Ist jemand da unten, bist du's Urbino? Ich bedarf deiner nicht, ich will doch allein sein.“ „Meister, ich bin's nur, Tommaso,“ sagte der Ritter. Droben blieb es einen Atemzug still. Dann lachte der Alte traurig und hämisch zugleich. Es hallte sanfter zurück von den Wänden. Wieder knirschte der Daumen. „Meister“ sagte der Ritter, „Ich bin es wirklich und kein Wahn, der Euch narrt. Doch will ich wieder gehen, wenn Ihr allein sein wollt.“ Michelangelo trat nun an die Leiter, als Tommaso fast schon oben war, nahm den seltsamen Kopfputz ab und leuchtete dem Ritter nahe in das Gesicht, ob er es sei. Des Alten Gesicht war von unten beleuchtet und darum fremd, aber jünger im warmen Lichte der Kerze, als im harten Tag, wenn auch noch furchtbar genug. „Was führt Euch so spät in der Nacht zu mir?“ fragte er rauh und glücklich zugleich. Er bot dem Ritter den Dreifuß an, den er selten benutzte. Er malte immer im Stehen. Michelangelo, der lediglich einen Leinenkittel trug und wie dieser an den Händen und im Gesicht bunt bespritzt war, setzte wieder seinen Laternenhut auf. „Hier ist Wein,“ sagte er, „und weißes Brot, hier ist Salz. Bedient Euch.“ Tommaso gelüstete wirklich darnach, denn er hatte seit Mittag nichts mehr gegessen und war müde vom Ritt. Aber da er des Meisters feuchten ledernen Becher ansah, scheute er sich und zauderte, daraus zu trinken. Doch überwand er sich und griff zu. Der Wein reinigte sein Gefühl und sie teilten das Brot. Michelangelo aß laut und redete noch dazu. Krummen hingen in seinem verwilderten Bart und er sog die Schnurrbartenden, die vom Weine troffen, zwischen den Lippen aus. Da spürte aber Tommaso plötzlich die Nähe der Bilder und daß die Wand nicht mehr Wand war, daß sie zur Wolke wurde, zu Himmel. Er sah Gestalten darin und war mitten unter ihnen. Da war Christus, der aufspringend vom Wolkenthron,

und so schien es Tommaso, Halt gebietend, Stille heischend, gleichsam die Welt anhielt mit seinen Händen. Die heiligen Märtyrer, die sich um ihn scharten, schauten fragend ihn an; staunend begehrten sie auf, widersprachen, fast entrüstet. Christus aber sah an ihnen vorbei in die Tiefe, und sein junges Gesicht war freundlich und wie anders besonnen. Tommaso aber, furchtsam bei dem Gedanken: eine Nacht allein mit den Bildern, trat ganz an die Wand und berührte sie ungläubig. Sie war feucht und kalt. Ganz an der Seite, in gleicher Höhe mit dem Ritter kniete ein Mensch, nackt wie alle, Sankt Sebastian stellte er dar. Mit der einen erhobenen Hand ein Bündel Pfeile umschließend, die andere in der Geste des Bogenspannens haltend, konnte er Amor sein. Da sah Tommaso das Angesicht und wußte, daß er es war. Jene schweren Locken waren blond wie die seinen, fast gelb, so war seine Stirn und ein wenig trotzig der Mund. „Das bin ja ich,“ sagte er lächelnd und wandte sich zu Michelangelo, der ihm zusah. Und Tommaso berührte abermals scheu die Wand. Der Alte stand schweigend und hielt im Kauen inne. Sein Gesicht war traurig und bleicher als sonst. Und sogleich wandte er sich ab und machte sich heftig mit Farbnapfen und -tiegeln zu schaffen. Einer entglitt seinen erregten Händen und fiel ins Dunkel. Michelangelo hielt still, bis der Napf in der Tiefe kreischend zerschellte. „Mein teurer Herr,“ sagte dann Michelangelo und erhob sich langsam, „ich bitte Euch — verzeiht — jetzt zu gehen.“ Sie stiegen hinab. Tommaso, verwirrt, wagte nicht, dem Meister die Hand zu reichen. Er sammelte sich schwer und wußte nicht, was er ihm sage. „Meister“, sagte er schließlich hilflos, „eine glückliche Nacht“ und errötete unter den Worten. „Nacht“, murmelte auch der Alte und blieb zurück. Er nahm den Laternenhut ab. Als sich Tommaso in der Tür umwandte, kniete Michelangelo bei dem zerschmetterten Napf und sammelte die Scherben. Da ging der Ritter traurig. In der Wachstube schliefen die Pagen über dem Tisch. Tommaso mußte sie rütteln, bis sie langsam erwachten. Da sie endlich wieder auf dem Wege waren, sah Tommaso noch immer den alten Meister, der seine Schönheit liebte, allein in der Kapelle, das Flämmchen über seinem Haupt.

(Schluß folgt!)

Ein Fest verklingt...

Der letzte Schritt verhallt draußen im Gang. Ich bleibe allein zurück. Durch die Vorhänge blinzelt der Morgen. —

Ich ordne die letzten kleinen Dinge und wandre in Gedanken noch einmal alle Stunden zurück! Ich bin dem bewußten Abschied von allem Schönen nie aus dem Wege gegangen. Ich liebe das Schmerzlich-Unwiderbringliche, das Bewußtmachen des Einmaligen und Nicht-zu-Wiederholenden und weiß auch, daß gerade dieses Bewußtmachen ein unverlierbares Besitzergreifen in sich schließt.